

Politik, Krieg und der oberste Grundsatz der Strategie.

Der deutsche Klassiker der Kriegswissenschaft, der Vertraute Schornhorsts, Clausewitz, der übrigens niemals ein verantwortlicher Heerführer gewesen ist, hat für den Zusammenhang von Politik und Krieg ebenso wie für den obersten Grundsatz der Strategie, das Ziel aller Kriegsführung, die heute noch von den deutschen Militärs allgemein anerkannten Formeln geprägt. Der Krieg ist die fortgesetzte Staatspolitik mit anderen Mitteln. Die Aufgabe des Krieges ist die Vernichtung der feindlichen Streitmacht.

Der Wille, den ein Staat bei dem anderen nicht durch politisch-wirtschaftliche, diplomatische Mittel durchzusetzen vermag, soll durch Waffengewalt erzwingen werden. Ist der Krieg nur die Fortsetzung der friedlichen Politik, so folgt daraus, daß die Staatsmänner oder auch der in den Parlamenten verfochtene politische Volkswille den Krieg vorbereiten müssen, nicht bloß durch Rüstungen, sondern in erster Linie auch durch politische Maßnahmen. Es gilt in der Tat als allgemeiner Grundsatz, daß die militärischen Strategen den Krieg, dessen Durchführung sie übernehmen, von den zivilen Politikern instruiert, gebahnt vorfinden müssen. Ist diese Anschauung in Wirklichkeit allgemein gültiges Gesetz, so würde demnach auch die tüchtigste militärische Leistung, die größte Tapferkeit und kriegerische Ausbildung des Heeres, die hervorragende Ausrüstung und Waffentechnik, die zahlenmäßige Überlegenheit nicht imstande sein, den Sieg zu erringen, wenn eine unfähige, verkehrte, böswillige Politik dem Kriege vorausgegangen ist. In diesem Sinne dürfte man den Satz als Wahrheit anerkennen, daß die gute Sache siegen muß!

Der Krieg ist nicht nur die Fortsetzung der Politik, er tritt auch an ihre Stelle. In dem Augenblick des Kriegsausbruches — das ist vornehmlich in Deutschland unbedingt strategischer Grundsatz — hat sich die Politik zurückzuziehen. Die Minister und Vorgesetzten geben ihre Aufgaben an den Großen Generalstab ab. Das militärische Interesse geht allem anderen voran. Dieser Vorrang der militärischen Exekution zeigt sich nicht nur in der gesetzlichen Einschränkung der bürgerlichen Freiheiten: Verhängung des Kriegs- und Belagerungszustandes mit seiner Pressensur, seinen verschärften Strafen, Kriegsgerichten und sonstiger Verfügungsgewalt, er durchdringt das ganze öffentliche Leben. Es ist eine Mahnung der militärischen Leitung, wenn — es ist wichtig, daß die Politiker und Parteien diesen Zusammenhang erfassen — beim Ausbruch des Krieges alle Staatsbürger als gleichberechtigt anerkannt und die Parteien zugunsten der einen Nation während des Krieges für suspendiert erklärt werden; wenn infolgedessen in manchen Gebieten die militärische Zensur ihr Machtbereich sogar so weit ausdehnt, daß sie jede politische Diskussion unterdrückt. Solche Ausschaltung der parteipolitischen Reibungen folgt aus der strategischen Einsicht, daß für den militärischen Erfolg von entscheidender Bedeutung der feste Zusammenhalt in den kleinsten Verbänden der Heeresorganisation ist. Das brüderlich kameradschaftliche Gefühl, diese Vorbedingung des todesmutigen Vorgehens und des Sieges, würde zerlegt werden, wenn der Soldat aus konservativer Familie den sozialdemokratischen Soldaten als nicht gleichberechtigter behandelt, wenn der im Kriege stehende Arbeiter in dem an seiner Seite kämpfenden Unternehmer seinen Todfeind haßt und mißachtet. Die Herstellung der militärischen Solidarität ist strategische Notwendigkeit. Deshalb auch jene fruchtlosen und interessanten sozialpolitischen Versuche, in denen sich eine Art von Militärsozialismus betätigt (Preisfestsetzungen, Fürsorge für die Arbeitslosen, Unterstützung der Arbeiterorganisationen usw.). Die Stimmung im Felde wie in der Heimat darf unter keinen Umständen zerrissen und getrübt werden.

Im allgemeinen wird man sagen können, daß — gemäß der größeren Verantwortung und sofern die Armee ein von ersten, gebildeten und fähigen Männern geführtes Volksherr ist — bei solchen Konflikten die militärische Leitung in der Regel das bessere Recht auf Frieden und das Volk in Waffen daselbe ist.

Dann würde auch jener oberste Grundsatz, der als Zweck der heutigen, besonders der deutschen Strategie die Forderung aufstellt: Vernichtung des Gegners — voll anerkannt bleiben können, ohne zu einem Konflikt mit den politischen Interessen zu führen, weil niemals ein Mittel gewählt werden würde, das politisch ungünstig wirken könnte.

Vernichtung des Gegners ist nur möglich als Zerstörung der Armee. Aus dieser obersten Zwecksetzung folgt die unerbittliche Verwerfung jeder kämpfenden Mitwirkung des Volkes, soweit es nicht zur Armee gehört. Denn damit würde der Grundsatz sich zur Forderung der Ausrottung eines ganzen Volkes erweitern, die nicht nur eine Unmenschlichkeit, sondern — wenigstens innerhalb der großen Kulturstaaten — eine Utopie wäre. Wenn das Heer des Feindes vernichtet wird durch die bewaffnete Teilnahme des gesamten Volkes, so müßte der letzte Einwohner wehrlos gemacht sein, ehe der Feind als vernichtet gelten könnte.

Da man bei einem Einfall in feindliches Land nicht das eigene bürgerliche Volk (außer den unter den Waffen stehenden) mit hineinschleppen kann, würde — der Gedanke des Volkskrieges zur Wirklichkeit erhoben — auch die stärkste Armee sich einer unaufhörlich nachwachsenden Übermacht gegenübersehen und so die Invasion zum Untergang der Eindringenden führen. Napoleons Macht ist nicht zuletzt an solchen Volkskriegen zerbrochen. Franktireurs waren die Spanier, deren jahrelang hindurch geführter Vandalenkrieg die französische Wehrmacht erschöpfte. Franktireurs vermehrten die Schrecken des deutsch-französischen Krieges 1870. Selbst in der Zeit, da die Kriege mit Söldnertruppen geführt wurden, waren die Franktireurs nicht ohne Bedeutung.

Aus dem Grundsatz der Vernichtungsstrategie aber ergibt sich von selbst die erbarmungslose Ablehnung und die mit allen Mitteln der Abwehrung durchgeführte Unterdrückung irregulärer Kämpfe. Zu diesem Zweck die Tragödien des Massenmordes, der Einäscherung ganzer Orte und die moralische Verfälschung der Franktireurs, die zusammengeworfen werden mit jenem Abfall internationalen Gefühls, das den Spuren des Krieges folgt und seine Opfer ausraubt, quält, verstümmelt. Die strategische Wissenschaft verzichtet natürlich auf solche Verstärkungen einer in der Sache begründeten Anschauung. Aber sie erkennt und bekämpft die Gefahr eines solchen Kampfes. So sagt Major Köppler in seiner Schrift über Strategie (erschienen bei Bösch 1910): „Diese kriegerische Kraftentfaltung pflegt zwar an keiner Stelle sehr stark und sehr widerstandsfähig zu sein, sie lodert aber überall auf, wo sich keine geschlossenen Truppenkörper befinden, sie verdrängt bei deren Annäherung, um in ihrem Rücken sofort wieder aufzukommen. Sie kann sogar zu starker Kraftentfaltung anwachsen, wo eine opfermutige, kriegerische und treue Bevölkerung durch Gebirge oder Wälder unterstützt wird.“

Die deutsche Strategie setzt zum Ziel die Vernichtung der feindlichen Armee, und sie betrachtet deshalb die Einmischung der Bevölkerung als eine — bei der heutigen Waffentechnik — die Schrecken des Krieges zweifelsfrei steigende verbrecherische Unternehmung, die deshalb auszurotten sei.

So grenzt jener oberste Grundsatz zunächst den Umfang des Krieges, den Teilnehmern nach, scharf ab. Durch welche Mittel aber wird das Ziel der Vernichtung der feindlichen Streitmacht erreicht? Gibt es einen bestimmten Kriegsplan? Soll die Offensive oder Defensive gewählt werden? Welche Bedeutung hat das Gelände? Welche Rolle fällt den Festungen zu?

des russischen Soldaten ist eine Eigenschaft, die unserer Bewunderung würdig ist. Während sie Port Arthur verteidigten, ging ihnen der Proviant und die Munition aus. Tausende und Zehntausende von Menschenleben verloren; ihre traurige Lage war wie ein Licht vor dem Windstoß, und mitten unter so entmutigenden Verhältnissen änderten sie trotzdem ihre Haltung nicht, sondern fuhren fort, uns mit starrköpfiger Entschlossenheit Widerstand zu leisten. Es wurde dies durch die Kraft ihres russischen Charakters hervorgerufen und zeigt klar, welche Erziehung und Disziplin sie durchgemacht hatten. Eine Stelle in den russischen Militärvorschriften lautet: „Der Siegeslorbeer in der Schlacht kann gewonnen werden durch das Bajonett und das Kriegsgeschrei. Wenn Ihr keinen Schutz mehr habt, schlagt den Feind mit dem Gewehrstock nieder, wenn der Gewehrstock gebrochen ist, beißt ihn mit den Zähnen.“

Ja, sie waren hartnäckig in ihrem Widerstand, aber zur selben Zeit waren sie außerordentlich um ihr Leben besorgt. Diese zwei Eigenschaften widersprechen sich. „Vieher als Biegelstein leben, als wie als Farnel zerbrochen werden“, schien ihr großes Prinzip, im Gegensatz zum japanischen Ideal: Vieher schön sterben, als unwürdig leben. Ein russischer Gefangener soll gesagt haben: „Ich habe ein liebes Weib. Sie muß sich sehr um mich ängstigen. Unser Offizier sagte uns, die japanische Armee sei zerbrechlich wie eine Gipsstatue. Aber im Gegensatz zu unseren Erwartungen sind sie stark wie die Teufel. Eher als ich fedte, um getötet zu werden, muß ich mein Leben für mein Weib retten. Wenn ich sterbe, wird sie sich betreiben und verrückt werden. Die Japaner sind mir über, es ist albern, zu fedten, wenn man weiß, daß man sicher durch die Japaner getötet wird.“ Ein unüberbrückbarer Abgrund ist zwischen diesem und dem japanischen Ideal und der Entschlossenheit, in Ehren zu sterben und niemals in der Schande zu leben.

Wir verteidigten und hielten den Taku-shan, trotzdem es sehr schwierig war, gegen die feindlichen Angriffe, und glücklicherweise wurden alle Versuche, ihn wiederzunehmen, zunichte. Endlich schienen die Russen den Gedanken aufgegeben zu haben, ihn noch einmal anzugreifen, und begannen, die bereits schon so starken Konstruktoren auf der Hauptverteidigungslinie zu verstärken und unsere Befestigungsarbeiten durch unaufhörliches Feuer aus ihren schweren Geschützen von den verschiedenen Forts aus zu verhindern. Zur selben Zeit besetzte unsere Abteilung den Taku-shan auf der dem Feind zugewandten Seite, sammelte Belagerungsmaterial, errichtete

Der Bauernschreck.

(Aus einem Feldpostbrief.)

Dicht bei dem Dorfe B. . . . hatte meine Feldflieger-Abteilung ihren Flugplatz ausgewählt. Die Autos für die Zelte und Ersatzteile sowie Betriebsstoffe standen an der Straße. 60 Meter davon entfernt waren die transportablen Flugzeughallen aufgestellt.

Wir waren kaum einige Tage dort, als auch schon französische Flieger kamen, um unsere Stellung auszukundschaften. 2 bis 3 umkreisten am Tage unsere Gegend. Unter den verschiedenen Typs war auch ein Eindecker, welcher im Gegensatz zu den anderen ganz schwarz ausfiel. Eines Tages waren kaum 2 Stunden vergangen, nachdem die Flieger verschwunden waren, da war dieser „Schwarze“ wieder zu sehen. Wir dachten uns gleich, was nun kommen wird. Er hat sich die Stellung ausgesucht und bringt nun Bomben mit. — Jetzt ist er über uns. — Jetzt hat er etwas herausgeworfen“, ruft einer. „Ich hab's auch gesehen“, sagt ein anderer. Ein Rischen ist hörbar. Es wird immer lauter. — Ein Knack. — Alle sehen nach der Richtung, von wo der Schall kommt. Eine schwarze Rauchwolke. Ob sie etwas angerichtet hat? — Die Bombe hat 17 Mann, welche im Grate lagen und umherliefen, verwundet. Leicht und schwer waren die Verwundungen. Drei Mann sind in den nächsten Tagen gestorben.

Es vergehen einige Tage. Inzwischen wurden in der Nähe unseres Platzes zwei Haubizen aufgestellt, welche die Flieger zurückhalten sollen. — Es kommen wieder welche. Sie werden beschossen. Als sie es merken, schlagen sie eine andere Richtung ein. Da hören wir eines Tages etwas Surren. Das muß ein französischer Flieger sein, dort ist er ja schon — es ist unser „Schwarzer“. Der bringt wieder Bomben mit“, sagt einer. Es knacken zwei Schüsse unserer Haubizen. Wir greifen nach den Karabinern. Ein heftiges Gewehrfeuer entspringt sich, begleitet von den Geschüssen der Geschütze. Doch er läßt sich nicht abschrecken. Jetzt ist er für die Haubizen zu steil, diese können ihn nicht mehr lassen. Das Gewehr verstummt, da es am Ende ist. Jetzt ist er über uns — wieder dieselbe Spannung. Wir wollen aufpassen, ob wir es rauschen hören“, sagt einer. Er freist zweimal über uns. — Es rauscht — lauter und lauter — da — es bleibt alles still — die Bombe ist nicht explodiert. — Da rauscht es aber schon wieder. — Ein Knack, und alle sehen nach der Richtung des Schalles. 120 Meter von uns, dicht an der Straße ist die Rauchwolke. Alle laufen hin, um sich ein Stück von diesem Geschick zu holen. Die nicht krepierete Bombe lag 50 Meter von den Flugzeugen ab und wurde von uns gesprengt.

Die Bewohner des Ortes lernten inzwischen auch unsere „Schwarzen“ kennen. Sie wurden in Schrecken gesetzt, nicht nur wegen des Fliegers, sondern auch unserer Geschütze wegen, da doch Sprengstücke ins Dorf fallen konnten. Unsere Soldaten tauften den „Schwarzen“ daher den „Bauernschreck“.

Es vergehen einige Tage, Flieger kommen, sie werden beschossen und zurückgehalten. Auch Freund „Bauernschreck“ ist dabei. Aber immer gelingt es ihm nicht, so gut über uns zu kommen, da ihn wohl die Haubizen bedenklich machen.

Es waren gerade drei Wochen vergangen, seit uns Freund „Bauernschreck“ seinen ersten Bombeneinsatz abgefeuert hatte, da hören wir das fingenende Geräusch eines Flugmotors. Seht doch, da ist er ja schon! Leider ist er zu spät bemerkt worden, und so gelang es ihm wieder, über uns zu kommen, ohne beschossen zu werden. — Paßt auf! Er wirft wieder Bomben. Alles sieht nach oben. Einige legen sich unter die Lastwagen, andere laufen nach dem Dorfe, andere wieder legen sich auf den Boden, um so den Sprengstücken zu entgehen. Er ist direkt über uns, da hört man auch schon das Rauschen näher und näher kommen. Der Knack ertönt — 150 Meter seitwärts steigt der Rauch auf.

Wieder alles gut abgelaufen. — Es vergehen kaum 2 Stunden, da ist unser „Bauernschreck“ wieder sichtbar. Die Haubizen schießen. Er läßt sich nicht abschrecken. Wieder gelangt er über uns, wieder laufen wir, wieder fällt eine Bombe. Diesmal kaum 100 Meter von uns entfernt. Ein Stück des Mantels fiel mir vor die Füße. Ich will es aufheben, aber es ist ganz heiß. Es muß sich erst abkühlen . . .

Durch die Sinaihalbinsel nach Aegypten.

Zwei Wege stehen dem türkischen Heer von Syrien aus durch die Sinaihalbinsel, deren Wüsteneien einen wirksamen Grenzschutz als hohe Gebirge oder reichende Ströme bilden, beim Einmarsch nach Aegypten offen. Der südliche führt von dem am nördlichen Ende des Golfes von Akaba gelegenen Orte gleichen Namens über

starke Stellungen für schwere Batterien und landte erfolgreiche Kundschafter aus, um die Lage der feindlichen Minen und den Zustand der Drahthindernisse zu erkunden und zu sehen, wie das feindliche Feuer auf den verschiedenen Wegen auf unseren Vormarsch wirken könne. Nachdem die Vorbereitungen und alle diese Untersuchungen über den Zustand unseres Angriffsgeländes vorläufig beendet waren, wurde der 19. August für den ersten allgemeinen Angriff festgesetzt und unseres Angriffsgeländes vollendet waren, wurde der Punkt gegeben. Da man von dieser Schlacht erwartete, daß sie das Schicksal von Port Arthur besiegeln würde, wurde alles auf sorgfältigste und auf das genaueste auf der Karte ausgearbeitet.

Beginn des allgemeinen Angriffs.

Bei der Besichtigung der Verteidigungsanlagen von Port Arthur soll ein Korrespondent der „Novoje Wremja“ sich folgendermaßen geäußert haben: „Es ist wie ein Adlernest, welches nicht einmal eine bis an den Himmel reichende Leiter erreichen kann.“ Ja, genau so war es. Soweit das Auge reichte, war jeder Hügel, jeder Berg mit Forts und Wällen bedeckt, die Landseite war mit Eisenwällen von zehnfacher Stärke umgeben. Und seine Verteidiger waren tapfere, vom alten General Dragomiroff ausgebildete Soldaten, mutige Männer, die stärksten und stärksten, kurz: die Blüte der russischen Armee. Wir waren jetzt also vor dieser „un-erreichbaren“ Festung, um zu beweisen, daß sie trotz alledem „erreichbar“ war. Der 19. August war der erste Tag des allgemeinen Angriffs, der Ausgangspunkt zu dem historischen Ereignis des Falles von Port Arthur. Der Kampf, welcher sich als der allerheftigste und allerblutigste aller Zeiten herausstellte, begann an diesem Tage und dauerte mehr als vier Monate lang. Während dieses Zeitraumes stieß unser verzweifelter Angriff auf einen ebenso verzweifelter Widerstand. Unser Heer zahlte einen ungeheuren Preis für diesen Sieg: die Berge und Täler von Port Arthur wurden in berstenden Boden verwandelt, von Granaten durchlöchert; Menschen wurden hingschleudert, die Forts schließlich durch Geschosse aus Menschenfleisch eingenommen, die der Yamato-Damashii selbst abfeuerte. Die gespannt zusehende Welt war über die wundervolle Wirksamkeit einer solchen Art von Kriegsführung erstaunt. (Fortf. folgt.)

*) Der Geist aber die Seele Japans. Auch kurz = Tapferkeit.

Menschenopfer.

Von Tadashi Sakurai

71

Wie bereits mehrmals bemerkt, überraschte uns die hartnäckige Ausdauer der Russen. Wenn eine ihrer Positionen angegriffen wird, kann der Verlust des einen Teiles den Rückzug auf einen anderen Teil notwendig machen, oder sie haben die Wahl der Vernichtung oder Gefangenschaft. Sogar in solch einem Fall verlassen sie den Platz nicht, sondern halten da fest aus, bis sie getötet sind. Selbst wenn sie bis auf einen Mann vernichtet sind, so wird dieser eine Mann fortfahren zu schießen, und wenn wir ihm nahe kommen, pflanzt er sein Bajonett auf und läßt sich in ein verzweifelteres Gefecht ein, bis ihm endlich die Idee kommt, sich zu ergeben. Solche Sachen kamen oft am Kenzan, am Tapiro-shan und am Taku-shan vor. Es wurde mir erzählt, daß nach der Schlacht bei Ranshan geheimnisvolle Schüsse fielen: niemand wußte woher, und zehn von unseren Leuten wurden getötet oder verwundet. Nach langem Suchen fand man endlich einen russischen Soldaten, der sich in einer Küche versteckt hatte und uns vom Fenster aus eifrig und furchtlos beschuß. So oft wir die russischen Gefangenen frugen, warum sie uns so verzweifelter Widerstand leisteten, war sicher ihre Antwort: „Wir müssen den Befehlen unserer Offiziere gehorchen.“ Wir hatten bereits von dem blinden Gehorsam der russischen Soldaten gehört und hier auf dem wirklichen Schlachtfeld wurde uns der Beweis erbracht, daß sie treu bei ihrer Pflicht blieben bis zum Tod. Es kommt dies vielleicht von den alten Beziehungen zwischen dem Adel und den Leibeigenen im Mittelalter, die heute noch zwischen den russischen Offizieren und Mannschaften aufrechterhalten werden. Dieser russische Geist des Gehorsams ist grundverschieden in seinem Ursprung von der wahren Harmonie und der Freundschaft und dem aufrichtigen freiwilligen Gehorsam, der in allen Reichen der japanischen Armee herrscht. Ein amerikanischer Offizier, der mehrere Monate in der Mandchurien bei der japanischen Armee war, bemerkte, daß das Charakteristische und Anziehende unserer Armee die freundliche Harmonie sei, die von oben bis unten herrsche und die bei keiner anderen Armee irgend einer Nation, weder in England noch in demokratischen Amerika, gefunden werden könnte. Vielleicht kommt die wirkliche Stärke unserer Armee von diesem besonderen Geist und unserer geistigen Verfassung. Aber der ausdauernde Mut

die Hochebene von Tish nach Suez, während der andere von Kafa, umweit des Mitteländischen Meeres sich an der Küste entlang über El Atrich nach El Kantara, etwa 50 Kilometer südlich von Port Said, erstreckt, um am Suezkanal die Bahnlinie nach dem Nildelta zu erreichen. Unter hohen Wäldern verstreut liegen die schmutzigen Arbeiterhütten Akabas, das von alterher der Sammelpunkt der nach Mekka ziehenden Karawanen bildet. Schon im sechzehnten Jahrhundert besaßen daher ein starkes Schloß, den wichtigsten Knotenpunkt, und heute dehnen sich moderne Küstenbatterien am Strande des Golfes, die einen englischen Landungsversuch bereits erfolgreich abgewiesen haben. Nur wenige Kilometer westlich, gleichfalls noch am Golf, aber schon jenseits der ägyptischen Grenze, liegt der Brunnen Taba, die letzte Station für die ins Innere der Halbinsel ziehenden Truppen. Gleich hinter dessen Palmen steigt der Weg steil an. Zwischen Felsen und Trümmern gilt es in langen Serpentinlinien die Hochebene von Tish zu ersteigen, die hier sich zwar durchschnittlich nur 700 Meter hoch erhebt, zu deren Ersteigung schwereladene Kamele aber mindestens 4 Stunden brauchen. Ist dieser schwierige Teil des Karades einmal glücklich überwunden, dann dehnt sich das Hochland meilenweit vor dem menschlichen Auge.

Der Boden ist hart, und in schnellem Trab können die Karawanen die Hauptstadt der Sinai, Kalaat en Nakhl, erreichen. Der Weg ist für Automobiltransporte wie geschaffen. Als einzige Bodenwegung durchzieht das Tal von Atrich die Hochebene in nord-südlicher Richtung. In ihm wird unweit Nakhl Gerste und Weizen gebaut, und die, wenn auch nicht reichen, so doch auskömmlichen Ernten lassen den Rückschluß zu, daß das Land in früheren Jahrhunderten ertragsfähiger war und dem Volke Israel gut 40 Jahre hindurch Unterlufs gewähren konnte. Erst bei Nakhl, eine kleine Lagerstätte von Suez, ändert sich die Landschaft. An Stelle des festen Gesteins tritt Sand. Doch ist dieser nicht so gählig, daß nicht auch hier das Automobil ohne große Schwierigkeiten vorzubringen vermöge; dem Kamele bietet die Gegend keinerlei Hindernisse. Der ganze Weg von Akaba bis Suez ist 240 Kilometer lang und kann auch von einer größeren Truppenabteilung in 5 bis 6 Tagen zurückgelegt werden. Kalaat en Nakhl besitzt derartige Brunnenanlagen, daß viele Tausende von Menschen und Tieren zu gleicher Zeit mit dem erfrischenden Raß versehen werden können, wie das alljährlich bei den Mekkarawanen schon geschieht.

Der nördliche Weg von Kafa nach El Kantara, den Napoleon bei seinem Marsch nach Syrien in umgekehrter Richtung in sechs Tagen zurücklegte, ist ein wenig kürzer; er beträgt nur 220 Kilometer. Die erste Station auf der Sinaihalbinsel, El Atrich, besitzt ebenfalls reiche Brunnen, um größere Truppenmassen erfrischen zu können. Dagegen sind die Oasen von Bir el Maga, Bir el Abd und Kailah ziemlich wasserarm, so daß der größte Teil des Weges durch solches Gebiet zurückgelegt werden muß, in dem die Verpflegung und Tränkung von Mensch und Tier ausschließlich durch mitgeführte Vorräte erfolgen kann. Auch El Kantara am östlichen Ufer des Suezkanals besitzt nur wenige Süßwasserbrunnen, doch ist eine Rohrleitung unter dem Kanal hinweg von dem reichlich mit Süßwasser versehenen Meisur hierher geleitet worden. Obgleich sich dieser nördliche Weg nahe der Küste hinzieht, vermögen feindliche Kriegsschiffe einen Truppenmarsch höchstens bei El Atrich zu stören. Denn das Küstengebiet ist äußerst flach, und noch 10 Kilometer vom Strande entfernt beträgt die Meerestiefe erst wenige Meter. Zudem liegen von Bir el Maga bis nach Port Said vor der Küste lange, zum Teil weit ins Meer hinausgestreckte Lagunen, die eine Landung von Truppen wie eine Beschießung der Straße völlig unmöglich machen. Ist es Napoleon I. mit den ungenügenden Hilfsmitteln der damaligen Zeit gelungen, 20 000 Mann in wenigen Tagen durch die Wüsten der Sinaihalbinsel zu führen, so werden die Türken mit den modernen Kriegsmitteln diese Aufgabe erst recht lösen, zumal die geringen Befestigungen einiger besetzter Oasen-orte anrückenden Truppen keinen nennenswerten Widerstand entgegenstellen können.

Die Flucht aus Ostende.

Von Nord der englischen Lustjacht „Grace Darling“, deren Besitzer Wilmshurst dem italienischen Journalisten Vargini und seinen Kollegen in der Stunde der Gefahr göttliche Aufnahme versprochen hatte, berichtet Luigi Vargini im „Corriere della Sera“ über seine letzten Erlebnisse auf belgischem Boden:

Es ist 10 Uhr vormittags. Wie gewöhnlich gehen wir zum Rathaus in Ostende, um über die Kriegslage Erkundigungen einzuholen. Der Bürgermeister, ein blondhaariger Flämänder, der aus einem alten Bilde herabgesehen zu sein scheint, empfängt uns an der Tür mit den Worten: „Sie müssen sofort abziehen, die Deutschen werden in zehn Minuten in der Stadt sein.“ Der Mann hatte recht. Kurz darauf sehen wir einen von einem Radfahrer begleiteten Mann in schlanter Trabe von Blankenberghe herankommen. Es ist 10 Uhr 20 Minuten, die Eroberung Belgiens ist durchgeführt. Der Mann, ein Unteroffizier, reitet über die Brücke am Hafen, biegt am Bahnhof in die Stadt ein und nimmt immer im gleichen Trabe den Weg nach dem Rathaus mit der Sicherheit eines Mannes, der Bescheid weiß, und mit der gleichgültigen Ruhe eines Spaziergängers. Er steht gerade vor sich hin, ohne der verlassenen Stadt, in der er und sein ihm begleitender Radfahrer die einzigen Lebewesen scheinen, einen neugierigen Blick zu schenken. Vor dem Rathaus angelangt, macht er Halt, neigt sich zum Sattel herab und reicht einem der Regimentsdiener einen Briefumschlag, den dieser wie eine glühende Feuerzange aufhakt, worauf er im Laufe verschwindet. Das Schreiben enthält wahrscheinlich die ersten Befehle des neuen Gouverneurs an den Bürgermeister. Der Mann wartet und freischelt mit der behandschulten Rechten seinem Gaul lieblos den Hals. Inzwischen mehrten sich die heranziehenden Sanzenfähnen. In kleinen Trupps kommen die Mannen in kurzen Zwischenräumen heran, die Länge in der Pauke; die Offiziere an der Spitze. Immer mehr graue Uniformen tauchen auf. Sie kommen jetzt auch von der Brücke herfliehenden Straße heran. Das Getrappel der Gänge weht in den verlassenen Straßen ein Echo. Ganze deutsche Kommandos klingen von allen Seiten, und die Kavalleriepatrouillen verteilen sich über die Stadt. Die Truppen machen einen brillanten Eindruck. Man bemerkt nichts von Müdigkeit oder Unordnung. Die Pferde sehen prächtig aus. In ihrer grauen Gleichförmigkeit wirken die Soldaten wie Muster der neuesten Erzeugnisse der deutschen Exportindustrie, die eben aus der Fabrik gekommen und mit der Fabrikmarke „Made in Germany“ versehen sind. Aber sehr gemüht sehen sie nicht aus. Man kann es den Leuten von ihren wie aus Stein gebauenen Gesichtern ablesen, daß mit ihnen nicht gut klirren offen ist, was ich im übrigen auch bald am eigenen Leibe schmerzlich erfahren sollte.

Angesichts der sich mehrenden Truppen sind wir an den Strand geeilt und drücken über die See hin: „Grace Darling, aboi!“ Ein Boot löst ab und nimmt uns auf. Wir sind glücklich alle an Bord der Nacht untergebracht. Sie trägt den Namen einer Dame, die durch ihre Samariterdienste auf den Schlachtfeldern der Krim berühmt geworden war. Wie wir aber in See gehen wollen, stellt sich eine arge Verlegenheit heraus. Ein großer Teil der flämischen Mannschaft der Nacht ist in der Nacht desertiert, mit ihr leider auch der Kapitän. Auf das Kommando „Langsam vorwärts!“ hören wir die Maschine gewaltig stöhnen und pöken, aber das Schiff liegt bewegungslos. Himmellicher Vater, und die Deutschen stehen wenige Schritte von uns entfernt! Wir sehen, wie sie hin und her gehen mit ihren Helmen, die so sauberlich mit grauem Stoff überzogen sind, wie die Möbel in der guten Stube broderter Bürgerleute, während diese in der Sommerfrische weilen. Wir Journalisten sind angeekelt der verzweifeltsten Lage in den Maschinenraum herangekehrt und suchen uns in aller Eile über den verzweiften Mechanismus der Schiffsmaschine zu unterrichten. Der Korrespondent der „Daily Mail“ schraubt einen Hahn auf, der vom „Daily Stet“ öffnet einen anderen, der vom „Corriere della Sera“ betätigt einen Hebel, der vom „Daily Mirror“ drückt mit aller Kraft auf die Kolbenringe. Der Erfolg dieser gemeinsamen Bemühungen macht sich in einem plötzlichen Bemerkbar, während unregelmäßige Kolbenstöße die Nacht bis zum Kiel erzittern lassen.

Schweißbedeckt und halb erstarrt stehen wir aus der Höhle der Kessel wieder ans Tageslicht. Die sich selbst überlassene Nacht dreht sich langsam um sich selbst und wird dann von der Strömung fortgetragen; leider aber nicht der See zu, sondern nach dem Kanal von Brügge.

Mr. Wilmshurst beschwört uns, uns nicht auf Deck setzen zu lassen. Meine Kollegen sind geneigt, unser Unglück auf Rechnung einer deutschen Verschwörung zu setzen. „Still, still, keinen Laut, wir sind von Spionen umgeben“, ruft einer ängstlich. „Sehen Sie dort die Frau mit der Polizeifeife um den Hals? Das ist sicher eine Spionin.“ Auch ich sehe die Frau, die sich kramphast bemüht, ein Boot heranzurufen, und ich sehe auch, daß die vermeintliche Polizeifeife nichts anderes ist, als ein silberner Anhänger. Die an Bord befindlichen belgischen Bürgergarden haben sich ihrer Uniformen und Rüssis entledigt und alles über Bord geworfen. Von der Strömung ergriff, schwimmen diese kompromittierten Gegenstände herum und klammern sich schließlich an den Schiffsrumpf an, wie treue Hunde, die ihre Herren nicht verlassen wollen. Wir haben uns schließlich mit Stangen bewaffnet und suchen im Schweiß unseres Angesichts mit Hilfe dieser primitiven Fortbewegungsmittel die Nacht fortzuschleichen. Unsere Bemühungen sind endlich von Erfolg gekrönt. Die „Grace Darling“ wendet die Nase dem Meere zu und schwimmt. Schnell alle Segel heraus! Am Ufer macht sich jetzt eine lebhaftige Bewegung bemerkbar. Man sieht mehrere Leute hin- und herlaufen, die uns Zeichen geben. Wir halten sie zunächst für Fischer, aber der Anblick eines Schusses belebt uns bald eines Besseren oder vielmehr Schlechteren. Wenige Sekunden später und man eröffnet vom Ufer gegen uns ein Salbfeuer; aber das Meer taucht die Schützen, und der Nebel, unser Bundesgenosse, trägt noch ein Lebriges dazu bei, unseren Feinden die Täuschung vorzugaukeln, daß wir weiter entfernt sind, als es in Wahrheit der Fall ist. Die Folge dieser optischen Täuschung bewirkt es, daß die Augen der Deutschen über unsere Köpfe hinweg weit ins Meer hinausfliegen. Wir haben uns inständigst auf den Bauch geworfen, und die Gegner müssen wohl annehmen, daß wir samt und sonders tot sind; denn sie stellen das Feuer ein und ziehen, wie sie gekommen sind, in Reih und Glied wieder nach der Stadt zurück. Mit einem Seufzer der Erleichterung richten wir uns auf. Ein guter Wind führt unsere „Grace Darling“ nach dem von Booten und Booten bedeckten Meer hinaus, und langsam entschwindet die Küste Belgiens unseren Augen.

Erfundene Megeleien.

Die Erfindung von Greuelgeschichten im Kriege wird nicht nur durch die Blutgier der Presse verschuldet, deren Leser jetzt im Leben täglich Kolportageromane zu verschlingen begehren; sie hat auch sehr verhängnisvolle politische Motive. In der gefährlichsten Zeit des Burenkrieges hatte England das Glück, daß die Aufmerksamkeit und die Heere aller Staaten plötzlich in — China konzentriert wurden. Damals war es die englische Presse, deren blutrünstigen Phantasiegeschreibungen es tatsächlich gelang, jenen internationalen Kreuzzug nach China zu veranlassen, der eine Einmischung in den Burenkrieg verhinderte. Damals brachte die Londoner Presse auch jenen, mit den genauesten und präzisesten Einzelheiten ausgeschmückten Bericht über die Niedermetzung aller Gefandten in Peking, von der nicht eine Silbe wahr gewesen; niemandem war ein Haar gekrümmt worden, und die Bogenbelagerung der Gefandtschaften war nicht viel mehr als eine abenteuerliche Fiktion.

Schon in den ersten Julitagen 1900 meldete der Londoner „Daily Express“: Nachdem die Chinesen nun Blut gefasst, machten sie einen fürchterlichen Angriff auf alle Gefandtschaften. Nur die englische, die deutsche und die italienische Gefandtschaft blieben stehen. Die englische Gefandtschaft ist voll von Kranken und verwundeten Frauen und Kindern, denen es am nötigsten fehlt.“ Angeblich aus Shanghai wurde über London berichtet, daß alle Fremden, tausend an der Zahl, einschließlich vierhundert Soldaten und hundert chinesischen Polizeibeamten, sowie Frauen und Kinder in der englischen Gefandtschaft ausfielen, bis ihnen Munition und Lebensmittel ausgegangen und die Gefandtschaft niedergebrannt war. Alle Fremden wurden getötet.

Am Sonntag aber, der diese aufgeregte Woche schloß, hatte der deutsche Zeitungsfleher die Wahl, ob er in den weiterfernden Schilderungen über den entsetzlichen Untergang der Gefandtschaften dem Bericht des „Daily Express“ oder dem des „Daily Mail“ den Vorzug geben wolle. Das erstere Blatt erstattete diesen haarsträubenden Bericht:

„Den Fremden gingen am 1. Juli abends Munition und Lebensmittel aus, und die britische Gefandtschaft wurde von den Angreifern im Sturm genommen. Zahllose Massen fanatischer Pöbels zusammen mit regulären Truppen drangen durch die Tore und Breschen in das Gefandtschaftsgebäude ein, und obwohl viele Chinesen noch im Nahkampf getötet wurden, konnten sich die europäischen Schuhwachen trotz heroischer Anstrengungen der Uebermacht gegenüber nicht halten. Mann für Mann fiel, und endlich konnten sich die Angreifer, wilden Bestien gleich, auf Frauen, Kinder und Zivilisten stürzen, um ein entsetzliches Blutbad anzurichten. Es heißt, die Männer hätten nach Verbrauch der übrigen Munition wenigstens so viel Patronen in ihren Revolvern behalten, um im äußersten Notfall ihre Frauen und Kinder selbst töten zu können, damit sie nicht den entsetzlichen Grausamkeiten der chinesischen Soldateska preisgegeben würden.“

Als das bestätigte auch „Daily Mail“, welches Blatt noch geheimnisvoll wissend hinzufügte: „Wenn einst die Einzelheiten der entsetzlichen Vorgänge, die sich bisher nur die Chinesen in den Provinzstädten halbblau zuraunen, ans Licht kommen würden, so werde die Welt starr vor Entsetzen sein.“

Als in den nächsten Tagen aus chinesischen Beamtenkreisen gemeldet wird, am 2. Juli seien die europäischen Diplomaten in Peking noch wohlbehalten gewesen, warnt die Presse vor diesen „beruhigenden“ Meldungen.

Die Londoner Abendblätter vom 7. Juli bestätigten dagegen das Massaker. Der Herausgeber des „China Mail“ sandte aus Shanghai unter dem peinlich genauen Datum Freitag, 6. Juli, 1.45 nachmittags, folgendes Telegramm nach London:

„Der britische Konsul in Warten teilt mir offiziell mit, daß die Gefandtschaften in Peking gestürmt und sämtliche Insassen niedergemetzelt seien.“

Die „Münchener Allgemeine Zeitung“ teilt ein Telegramm aus Yokohama mit, daß der deutsche Gesandte, aus mehreren Wunden blutend, auf einen freien Platz geschleppt sei, woselbst man ihn bis zum Hals in die Erde eingrub, um ihn dann mit glühendem Eisen die Augen auszustopfen und die Zunge aus dem Halse zu reißen. Die entsetzlichen Qualen des Unglücklichen sollen stundenlang gedauert haben.

Als dann die „Reiter“ — brüderlich gefüllt, deutsche, französische, englische, toskanische, amerikanische Truppen, voran die stürmisch bejubelten — Japaner — im Gefandtschaftsbezirk erschienen, hatten sie Gelegenheit, die Tatiachen zu erfahren, die sich die Chinesen in den Provinzstädten halbblau zuraunen, und sie waren in Wahrheit starr, wenn auch nicht vor Entsetzen, so doch vor Erstaunen.

Als die täglich Hingemordeten lebten sehr vergnügt; niemandem war ein Haar gekrümmt worden, sie hatten nicht einmal Rot gelitten.

Dann aber sah es freilich bald schlimm in Peking aus. Die Chinesen haben jene Reitung der verzeigten weißen und gelben Rassen der Welt noch heute nicht vergessen.

Kleines Feuilleton.

Ein Urteil über die Feinde.

„Danzers Armezeitung“, ein ausschließlich von österreichischen Offizieren redigiertes Organ, schreibt in der Nummer vom 15. Oktober 1914 unter dem Titel „Soldatenkrieg oder Rettungskrieg“:

„In welchem Tone wird von der serbischen Armee gesprochen? Schon seit Wochen sind die Serben demoralisiert, die serbische Artillerie meutert. Serbien hat keine Nahrungsmittel und keine Munition, serbische Mannschaften schämen sich glücklich, wenn sie in unsere Gefangenschaft fallen, im Innern herrscht Revolution. Und während unsere Blätter also phantastieren, stehen so und so viele Korps Tag und Nacht im heißen Kampf den serbischen Linien gegenüber, ringen wir heldenmütig mit einem Gegner, der an Schweiß und unerbittlicher Energie kaum zu überbieten ist, fliehen Ströme von edelstem Blut um jeden Fußbreit Landes. Ähnlich ist der Ton, in dem von den Belgiern gesprochen wird. Die Belgier sind überhaupt nur Freibeuter, und weil sie ihre Neutralität nicht preisgeben wollten, oder aber weil sie sich aus politischen Gründen auf die Seite der Franzosen und Engländer geschlagen hatten, sind sie Schurken. Man kann aber niemand zur Liebe zwingen, und es ist das gute Recht der Belgier gewesen, sich ebenso gut nach rechts wie nach links zu schlagen. Als Soldaten aber müssen wir anerkennen, daß sich die Belgier trotz dem notorisch unmilitärischen Charakter des Landes verhältnismäßig sehr gut geschlagen haben. Wir müssen sogar rühmen, daß sie ihren Blicken gegenüber Frankreich und England noch in einem Augenblick treu geblieben, da sie die eigene Sache bereits unweigerlich als verloren anerkennen mußten.“

Nicht minder widerwärtig ist der Ton, den unsere Presse gegenüber den Russen anschlägt. Die „moskowitzischen Gorden“ sind in Wirklichkeit Armeen braver, tüchtiger Soldaten, die der Ueberzeugung sind, daß die Sache des Jaren heilig und gerecht sei. Wie natürlich sind der Ueberzeugung, daß die Sache des Jaren weder gerecht noch heilig ist, und wir tragen heute unsere Haut im Dienste dieser Ueberzeugung zu Markte. Wir beschimpfen aber deswegen nicht die uns gegenüber stehenden gewaltigen Heere, wir gestehen sogar, daß diese Armeen gut geführt, trefflich ausgerüstet, vorzüglich bewaffnet sind; wir merken garmichts von den angeblichen Tiefschäden der Generale, sondern bemerken höchstens, daß die Ausstatung der russischen Divisionen mit Geschützen und Maschinengewehren ohne Rücksicht auf den Unverstand parlamentarischer Körperschaften erfolgt ist. Im einzelnen wurde das rote Kreuz mikiachtet; man hört von gelegentlichen Veränderungen — in der Mehrzahl aber haben wir einen ehrlichen und ritterlichen Gegner vor uns.“

Der erwachende Vesuv.

Wie aus Neapel berichtet wird, ist der Vesuv von neuem in Tätigkeit getreten. Der Direktor des Vesuv-Observatoriums, Prof. Malladra, stellte eine ständige Ansammlung seiner Eruptionskraft fest, die früher oder später zu einer Katastrophe hindrange. Der Kratergrund erreicht jetzt eine Tiefe von 325 Meter. Er gab das erste Zeichen seines neuen Erwachens im vorigen Jahr. Vom 1. Mai bis zum 1. Juli folgten ununterbrochen kleine Ausbrüche. Am 5. Juli bildete sich im Krater eine Kluft, die Metallschmelze und Rauch ausstieß. Nachdem sich der Vesuv darauf beruhigt zu haben schien, begann er am 28. September dieses Jahres wieder zu beben. Es tauchte zum ersten Male ein Eruptivkegel auf im trichterförmigen Grunde unter häufigen Explosionen, die dichten weißen Rauch und große Mengen weißglühender Materie hervorstießen. In geringer Entfernung bildete sich im Oktober ein zweiter Schlund, dessen Eröffnung Risse und Gasausbrüche vorangingen. Diese beiden Eruptivschlünde, die bald vereinzelt, bald zusammen explodierten, sind kaum 6 oder 7 Meter voneinander entfernt und auf der Oberfläche durch feste Lava verbunden. Nachdem der Vesuv dann am 16. Oktober angefangen hatte zu brüllen und heftiges lautes Getöse von sich zu geben, gewahrte man am 25. Oktober zum ersten Male zum Schreden der umliegenden Ortschaften Feuerfäden. Den wenigen in der Nähe weilenden Zuschauern bot sich ein herrliches Schauspiel. Weiße Schmelze im Grunde des Kraters spien große Feuerzungen und Schmelze, während der alte Kraterschlund weißglühende Lava mehr als 100 Meter emporstiehlerte. Ganz weißglühend war auch der neue Eruptivkegel, dessen Ausströmungen von Schwefel, Gas und Chlorsäure den Aufenthalt gefährdeten. Wenn man annähernd den Umfang des Kegels, der sich neu ausfüllte, berechnet, so kann man sagen, daß der Vesuv in der Nacht vom 31. Oktober zum 1. November mehr als 100 Kubikmeter Lava ausstieß. „Nies das“, sagte Professor Malladra, „ist noch nicht beunruhigend, weil der Grund des Kraters vom Rande durchschnittlich über 200 Meter entfernt ist. Wenn, wie man glaubt, die vulkanische Tätigkeit fortbauern sollte, so werden sich infolge der Eruptionen allmählich auf dem gegenwärtigen Kegel immer größere Kegel emporstürmen, bis die Lava den Rand des Kraters zu erreichen und zu übersteigen vermag. Abdann wird der Vesuv seine alte Gestalt, die im Regel endet, wiedergewinnen, wie er sie bis zur ersten Eruption im Jahre 1806 zeigte. Sieben Jahre hat der Vesuv geschlummert. Es war einer seiner längsten Schlummer seit drei Jahrhunderten.“

Kriegshysterie.

Justizrat Eichenbach-Berlin schreibt der „Neuen Gesellschaftlichen Korrespondenz“:

„Zur Ehre unserer unsterblichen Helden von Tsingtau und zur ewigen Schmach und Schande der Schurkenvölker von Japan und England mache ich folgenden Vorschlag:

Die gesamte deutsche Presse verschmäht es, innerhalb der nächsten 14 Tage die Worte „Engländer“ oder „Japaner“ in ihren Spalten erscheinen zu lassen und vor das Auge unseres Volkes und der gesamten Kulturwelt zu bringen, sondern braucht ständig und ausnahmslos für das Wort „Engländer“ die Bezeichnung „Mörder“ und für „Japaner“ das Wort „Raubmörder“. Denn eine andere Benennung gibt es von jetzt an für die größten Schurken der Weltgeschichte bei uns nicht. Dann ist dafür Sorge getragen, daß sowohl die Jetztzeit auf dem gesamten Erdrund, soweit die deutsche Zunge klingt und die Erzeugnisse des deutschen Geistes bringen, wie aber auch der einstige Geschichtsschreiber für die Ewigkeit den richtigen Standpunkt zur Beurteilung für diese von Gott verfluchte Mörderbande gewinnt.“

Notizen.

— Theaterchronik. In den Kammerspielen des Deutschen Theaters geht Freitag „Elektra“ von Hugo von Hofmannsthal neuinstudiert in Szene.

— Vorträge. Prof. Otto Hoersch hält am Donnerstag, abends 8 Uhr, im großen Auditorium der Urania einen Vortrag über: „Rusland als Gegner Deutschlands“.

— Ein neuer Jupitermond wurde von S. W. Nicholson auf dem Harvard-College-Observatorium (Amerika) entdeckt. Es ist der neunte. Da er nur etwa die Helligkeit der 18. Größe hat, kann er nur mit den größten Instrumenten wahrgenommen werden.

— Milde Regentage. Nach zwei Monaten meist zu kalten Wetters sind jetzt unter dem Einfluß außerordentlich tiefer atlantischer Minima die Temperaturen wieder erheblich über die normalen Werte gestiegen, und zwar bis zu sechs Grad. Das herrschende trübe und regnerische Wetter dürfte bei Temperaturen von acht bis zehn Grad Wärme vorläufig auch noch fortbauern.

— Arbeitsteilung. Die Landwehrmänner im Osten hatten wieder einmal einen schweren Arbeitstag hinter sich. Von früh bis spät Schanzen aufwerfen und besetzen, das ist keine Kleinigkeit! Todmüde lagen sie nun im Quartier. Besonders einer der Soldaten schien sehr erschöpft zu sein. Mitleidig fragte der nächste Kamerad: „Was bist Du denn sonst?“ — „Lehrer!“ — „So? Ra ja, da wird Dir das Graben wohl recht schwer?“ — „Ja, ziemlich!“ — „Glaubst Du, daß Du das Graben auch noch machen wirst?“ — „Ja, natürlich!“ — „Gut, dann gehst Du mit mir und Du schreibst dafür unterdessen an unsere Offiziere!“ — Und so geschah es auch.